

4 Raumsoziologische Verknüpfungen

Das Körpergefühl verstanden als relativ langfristiges emotionales Körper-Selbst-Verhältnis, resultiert, wie oben ausgeführt, auf abstrakter theoretischer Ebene aus historisch gewordenen Positionen im sozialen Gefüge, also aus der eigenen Positionierung unter anderem in Geschlechter- und Klassenverhältnissen sowie in rassistischen Strukturen.

Individuell-subjektiv resultiert es aus biografischen Erfahrungen im und mit dem eigenen Körper, quasi aus vielen situativen, temporären Körpergefühlen: aus Erfahrungen bewundernd oder abschätzig angeschaut zu werden, aus Gewalt und Zärtlichkeit, aus Kompetenz- und Inkompetenzerfahrung. Daher ist das Körpergefühl auch zeitlich und räumlich variabel: Es verändert sich im Verlauf eines Lebens und kann in verschiedenen Räumen und bei der Ausübung verschiedener Praktiken auch in Interaktion mit Artefakten wie Kleidungsstücken oder Werkzeugen und mit anderen Menschen variieren: Wer sich im Anzug am Redepult oder mit der Gewichtsstange im Sportdress wohlfühlt im eigenen Körper, kann dennoch sehr verunsichert am Tanzkurs teilnehmen oder nackt in der öffentlichen Sauna sitzen. Und – und das ist Teil vieler Interview-Narrative der vorliegenden Studie – wer sich vor zehn Jahren oft schlecht mit dem eigenen Körper gefühlt hat, kann ihn heute mit Stolz »bewohnen«, wer im Schulsport eine »Turnhallenphobie« (in vivo) entwickelt hat, kann diese später wieder abbauen und ambitionierte_r Sportler_in werden. Gefühle, auch sich selbst beziehungsweise dem eigenen Körper gegenüber, sind wandelbar und abhängig von verschiedenen Faktoren. Die Anbietenden und Teilnehmenden der untersuchten queeren Sporträume streben genau diese Transformation des emotionalen Bezugs auf Sportpraktiken und -räume sowie auf den eigenen Körper an; der eigene Körper soll von der gnadenlosen Topie zum gelebten Möglichkeitsort transformiert werden.

Das unterscheidet die hier untersuchten explizit queeren Sportkontexte zunächst nicht unbedingt von anderen Fitness-Räumen, wie Sassatelli feststellt: »*Ostensibly about the body, fitness is primarily a way to negotiate the body-self relation.*« (Sassatelli 2010: 14, Herv. C.S.) Mit Bezug auf Norbert Elias' Theorie des Zivilisationsprozesses (s.o.), ordnet sie die Entstehung von Fitnesscentern als ein Element moderner Raumorganisation ein, die darin besteht, Körperfunktionen und auch Emotionsausübung zunehmend auf bestimmte Zeiten und in spezialisierte Räume zu sortieren (Sassatelli 2010: 48). Sie beschreibt, dass Fitnessstudios immer spezielle Räume sind, die eigenen Raum- und Zeitstrukturen unterliegen²³ und in denen

23 Auf der zeitlichen Ebene sind beispielsweise Warm-Up und Cool-Down-Phasen zu unterscheiden, auf der räumlichen verschiedene Bereiche wie die Umkleide, den Freihantel-Bereich, den Dehnungs-Bereich und die Kursräume, welche oftmals auch stark geschlechtlich separiert genutzt werden (Craig/Liberti 2007).

Praktiken vollzogen werden, die auf diese dafür vorgesehenen spezifischen Räume begrenzt sind und anderen Logiken folgen, als sie außerhalb der Fitnessstudios gelten und die gleichsam aus dieser Logik heraus überhaupt erst entstehen:

»It is the idea of a (harmful, unnatural) separation and opposition between the self as mind and the body which allows to attribute special value to places such as the fitness centre which are targeted for their (healthy, natural) recomposition and harmonisation. In turn, the creation of specialised spaces defined by the possibility of ›taking care of the body‹ strengthens the impression that modern urban living otherwise is – *and can only be* – unhealthy, unnatural and harmful to the body.« (Sassatelli 2010: 187, Herv. i.O.)

Fitnessstudios können damit als Heterotopien betrachtet werden, also »Utopien, die es gibt, die einen bestimmaren, realen, auf der Karte zu findenden Ort besitzen und auch eine genau bestimmbare Zeit, die sich nach dem alltäglichen Kalender festlegen und messen lässt.« (Foucault 2014: 9) Es handelt sich um

»wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können.« (Foucault 1992: 39)

Fitnessstudios sind somit einerseits eine Alternative zur Körper-Kultur des modernen urbanen Lebens und gleichzeitig essentieller Bestandteil dieser: »The fitness centre may be confined at the margins of urban daily rounds, but as a marginal, highly specialised and separated institution it reinforces the functional structure of urban living.« (Sassatelli 2010: 187) Heterotopien erfüllen für die Gesellschaft Funktionen der Illusion oder Kompensation, ein Fitnessstudio in diesem Sinne die Funktion einer Kompensation für als körperschädlich und unnatürlich empfundene urbane Lebensweisen und gleichzeitig die Illusion einer Harmonisierung von Körper und Seele.

Dem Selbstverständnis nach, so zeigen beispielweise die öffentlichen Selbstdarstellungen (III.1) und auch so manche Interviewpassage dieser Studie, handelt es sich bei den beforschten queeren Sporträumen um gegenkulturelle Räume oder Gegenöffentlichkeiten. Das sind Räume, welche grundsätzlich öffentlich im Sinne von »nicht privat« und formaljuristisch frei zugänglich sind, aber einen eigenen Wertekanon und damit spezifischen Normenkatalog beheimaten, der sich explizit gegen hegemoniale Normalität abgrenzt und damit selbst wiederum bestimmte Schließungstendenzen produziert (Schuster 2010: 86ff.; Ahmed 2004: 151f.; Kocks/Thuswald 2015). Gegenkulturelle Räume charakterisiert die Raumsoziologin Martina Löw in Abgrenzung zum Begriff der Heterotopien wie folgt: »Gegenkulturelle Räume unterscheiden sich von Heterotopien insofern, als ihnen eine struk-

turimmanente Illusions- oder Kompensationsaufgabe zufällt, wohingegen gegenkulturelle Räume aus einem widerständigen Handeln hervorgehen.« (Löw 2015: 186) Diese Formulierung legt eine kategorische Trennung zwischen strukturimmanenten Illusions- und Kompensationsaufgaben und widerständigen Handlungsergebnissen nahe. Das wiederum erscheint als empirisch wenig anwendbar. Sich der Binarität zwischen kompensatorischer Illusion und gegenkultureller Widersetzung entziehend, kann vielleicht am treffendsten von *gegenkulturellen Heterotopien* gesprochen werden, um eine Abgrenzung zu hegemonialer Kultur zu beschreiben und dabei miteinzudenken, dass dies stets auch mit Reproduktion oder Kompensation und damit letztlich Stabilisierung bestehender Ordnungen einhergeht. So mögen die untersuchten Fitnessgruppen tatsächlich eine Art (geschlechtsbezogene) Gegenkultur bieten, wenn raumgestaltende Praktiken wie die Umkleidenorganisation oder auch die Pronomenrunden am Beginn der Trainingsstunden betrachtet werden. Hier wird Widerstand gegen gesellschaftlich hegemoniale Zweigeschlechternormen praktiziert. Gleichzeitig zeigen sich auch Reifizierungen hegemonialer Geschlechtskonzepte (siehe Kap. IV.3) und eine Orientierung am hegemonialen happy object des fitten Körpers, bei gleichzeitiger Bemühung um seine Dekonstruktion. Genau diese Gleichzeitigkeit von Bruch und Bestärkung von Bestehendem, von Selbstunterwerfung und -ermächtigung, von Queeren und Einpassen ist zentraler Bezugspunkt der vorliegenden Arbeit und der Grund warum diese spezifischen Räume, ihre ›Bewohner_Innen‹ und die hier (aus)geführten Praktiken und Diskurse, untersucht wurden.

Die Arbeit orientiert sich am Begriff des relationalen Raumes nach Martina Löw (2015). Diese versteht Raum als (An)Ordnung sozialer Güter und (menschlicher wie nicht-menschlicher) Körper an Orten, welche durch Praktiken der Platzierung sowie durch Syntheseleistungen (also Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse, welche die platzierten Elemente zu einem Raum verknüpfen) permanent als Raum hergestellt wird (Löw 2015: 225). Eine Umkleidekabine ist demnach nur dann eine Umkleidekabine, wenn Menschen hier entsprechende Praktiken (wie sich umzukleiden) vollziehen, die durch bestimmte Güter, wie Spinte oder Kleiderhaken, befördert werden. Die Schulsporthallen, in denen die untersuchten Trainings stattfinden, sind nicht per se improvisierte queere Fitnessstudios, sondern zu anderer Zeit mit anderen Teilnehmenden und unter Einbezug anderer Artefakte auch heteronormative oder queere Basketballfelder, Yogastudios oder eben Schulsportstätten. Räume sind also nicht einfach da, sondern werden praktisch hergestellt. Es geht also weniger darum, den Raum als solchen zu betrachten, sondern vielmehr um die »Praktiken des Verräumlichens« (Kajatzke/Schroer 2015), wie die Umkleidenstrukturierung (Kap: III.2), die Zugangsbeschränkungen (Kap. III.3.3), aber auch die Nutzung von Artefakten und die Trainingsorganisation (Kap. III.3.1).

Damit soll aber nicht das Bild eines stets beliebig variierbaren Raumes geschaffen werden.²⁴ Zum einen können sich Räume institutionalisieren, das heißt als (An-)Ordnung über einzelne Konstitutionsprozesse hinaus wirksam bleiben und normierte Platzierungs- und Syntheseleistungen hervorbringen, so dass beispielsweise die geschlechtlich segregierte Struktur von öffentlichen Toiletten und Umkleiden ein recht konstantes Phänomen darstellt.²⁵ Dabei ist wichtig, dass »Stabilität und Institutionalisierung von räumlichen Zusammenhängen keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Ergebnis von Aushandlungs- und Deutungskämpfen sind.« (Kajetzke/Schroer 2015: 11) Raumproduktion ist eng verknüpft mit der Konstruktion sozialer Ordnungen, beispielsweise mit Geschlechterordnungen (Massey 1994; Gottschalk/Kersten/Krämer 2018; Becker 2008) und rassistischen Sozialstrukturen (Puwar 2004). Die Möglichkeit, Raum zu schaffen und zu gestalten, hängt dabei stark vom Zugang zu materiellen Ressourcen ab (Löw 2015: 191). Platt gesagt: wer nicht über soziale Güter verfügt, kann diese auch nicht platzieren; ohne Zugang zu einer Sporthalle wird es schwierig, ein Training zu gestalten, ohne Zutrittsrechte kann ein Raum weder angeeignet noch gestaltet werden.

Raumproduktionen sind immer auch wechselseitig mit der Produktion von Emotionen verbunden.²⁶ Räume sind gestimmt, rufen Gefühle hervor und werden gleichzeitig durch Gefühle erst zu den Räumen, die sie sind: (Un-)Wohlseinsgefühle und pragmatische Bedürfnisse leiten die Nutzung von Räumen und gestalten sie dadurch (Gammerl/Herrn 2015). Räume werden mehr oder weniger direkt mit dem Ziel produziert, bestimmte Emotionen zu fördern oder zu unterbinden (zum Beispiel in Krankenhäusern, vgl. Hochschild 2006: 67 und ausführlich von Bose 2017). Die Potentialität von Räumen, Gefühle zu produzieren und zu beeinflussen wird als »Atmosphären« (Löw 2015: 204) bezeichnet. Doch auch der Prozess der empfindenden Raumwahrnehmung, das Spüren der Atmosphäre, die Synthetisierung in Löws Konzept, vollzieht sich nicht losgelöst von gesellschaftlichen Strukturen. Im Gegenteil: Da das Wahrnehmen und Empfinden eines jeden Menschen durch individuelle biografische Ereignisse, aber auch kollektiv-habituell durch die jeweilige gesellschaftliche Einbindung geprägt werden, ist ein Raum niemals für alle Anwesenden gleich. Wie wir einen Raum wahrnehmen und dessen Atmosphäre empfinden, kann sich also mitunter deutlich von der Wahrnehmung anderer anwesender

24 Der *relationale* sollte also nicht mit dem *relativistischen* Raum verwechselt werden. Das relationale Raumverständnis versucht zwischen absolutistischem Raumdeterminismus und relativistischem Raumvoluntarismus (Schroer 2012: 175) zu vermitteln und Raum weder als immer gleichen und quasi vor-sozialen Container noch als beliebig und rein imaginär jenseits materieller Gegebenheiten zu denken (vgl. Löw 2015: 191f.).

25 Wenngleich es eine wachsende Bewegung zur Umstrukturierung unter dem Stichwort allgender-Toiletten gibt.

26 In der (neo-)phänomenologischen Terminologie sind Gefühle *gar per se* »räumlich ergossene Atmosphären« (Schmitz 1998: 26; Gugutzer 2012: 83).

Personen unterscheiden. Es gibt somit nicht *die* Atmosphäre eines Raumes, sondern so viele Atmosphären wie es in einem Raum versammelte Menschen gibt (Löw 2015: 208).

Schon in den 1980er Jahren strebt(e) die feministische Sport- und Bewegungskultur an, Schutz- und Entfaltungs- oder Entwicklungsräume für Frauen zu bieten (Ommert 2016); heutige queere und feministische Sportgruppen beschreiben sich als »Schutzräume/Safe(r) Spaces« (in vivo) vor »cis-hetero-Normen« und »körpernormierendem Mist« (<https://www.seitenwechsel-berlin.de/sportangebote/powerfitness/>, zuletzt eingesehen am 26.10.2020). Es soll also ein Gefühl der Sicherheit und Akzeptanz produziert werden, welches wiederum Mut, Selbstvertrauen, Spaß und schließlich ein gutes Körpergefühl fördert, so das Konzept des Schutzraums (Kap. III.3.4). Ein Beobachtungs- und Analyseschwerpunkt der vorliegenden Arbeit ist daher auch, wie die hier untersuchten Sport-Räume mit Bezug auf ihre explizite Zielsetzung als emotionale Transformationsräume, in denen »Schulsporttraumata« (in vivo; Flohr 2003a) überwunden werden sollen, konzipiert werden. Wie also wird das Verständnis des Schutzraumes materiell verräumlicht, beispielsweise durch explizite Zugangspolitiken²⁷ und raumspezifische Verhaltens- und auch Gefühlsnormen? Was machen Gefühle und Gefühlsnormen mit den Sporträumen und wie produzieren die Räume wiederum wechselseitig bei wem welche Gefühle, ob gewollt oder auch nicht?

27 Im konkreten Feld ist vor allem die An- beziehungsweise Abwesenheit von cis Männern ein Thema (siehe Kap. III.3.3 sowie Schmechel 2018, 2019b).